

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 86.

Mittwoch, 14. April.

1915.

(16. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Genning Tiedemann war nach der qualvollsten Stunde seines Lebens vom Kontor nach der Langen-Harmstraße geeilt.

Tilde sah mit Naverich Waschwief vor der Haustür und versuchte immer wieder das Gespräch auf ihren Sohn, den Geschäftsführer des bedeutenden Hauses Wilmsen zu bringen, während die andere immer neue Erzählungen aus alter Zeit hervorkramte. Wenn Tilde das Gesicht ihrer „Freundin“ und das hämische Lachen auch nicht mehr erkennen konnte, fühlte sie doch, daß Naverich Waschwief sie nur daran hindern wollte, von Genning zu erzählen. Und wütend zeigte sie auf eine der umherflatternden Flettermäuse und sagte: „Es dich markwürdi, ummers, wenn ich en Fladdermus seh, mußt ich an di denken.“

„Na, flegen kann ich sunstens nich“, antwortete Naverich Waschwief lachend; sie freute sich, daß Tilde ihren geheimen Bohn so schlecht verbergen konnte.

„Ach du — awerst da kommt mien Jung. Go'n Nacht, slap man god“, und Tilde begab sich in ihr Häuschen.

Raum hatte sie die Öllampe angesteckt, da stürzte Genning in die Stube und ließ sich stöhnend auf den nächsten Stuhl fallen.

Tilde starrte ihn an.

„Jung, was is? Jung, hat die — die Wilmsen sich mit einem anderen verlobt?“

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Was is? So red' dich, Jung!“

Genning begann stotternd zu berichten, suchte zu beschönigen, etliches zu verschweigen, schließlich aber erzählte Tilde doch alles.

Genning hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und an dem Bücken seiner Schultern sah Tilde, daß ihr Sohn weinte. Mit verschränkten Armen stand sie vor ihm und sah auf ihn herab.

„So —“ sagte sie endlich mühsam, „nun ist es wohl besser, daß du nach Wildestadt ziehst, damit ich mich nicht schamier'n muß, einen Spießbuben zum Sohn zu haben. Junge, Junge —“ und sie ballte wütend die knochigen Fäuste — „Junge, Junge, was wird das Waschwief sich högen.“

Genning zuckte zusammen.

Ja, ja, er hatte bisher immer nur daran gedacht, daß jetzt alle Hoffnungen zerstört seien, daß er seine Stellung losgeworden. Aber die Reute — Wenn die es erfahren, daß er mit Schimpf und Schande fortgejagt sei. —

Und es blieb nicht verborgen, daß der Geschäftsführer nach einer Prüfung von Büchern und Kasse von seinem Posten verstoßen war. Vetter Friedrich und seine Freunde hielten das Grethenfraude gegebene Versprechen. Aber die Gehilfen und Lehrlinge des Wilmsen'schen Geschäfts hatten doch genug erlauscht und erpatet, und da sie ihrem bisherigen Herrn grollten, sorgten sie dafür, daß Garbby Gesprächsstoff erhielt.

Schon am nächsten Tage sagte Naverich Waschwief zu Tilde Tiedemann: „Na, du meenst, ich harr Ähnlichkeit mit'n Fladdermus? Wi dücht, dien Söhn hett dat mehr; he mußt doch flegen. Ja, ja, Tilde, dat geiht dull to in'ne Welt.“

Nach einigen Tagen dumpfen Ginbriitens hatte Genning Tiedemann, besonders auf seiner Mutter Drängen, einen Entschluß gefaßt.

Hatte der Hamburger Kaufmann Paridom Buttfarken ihm nicht vor Jahren das Anerbieten gemacht, in sein Geschäft einzutreten? Und da Genning keinen anderen Ausweg wußte, machte er sich dran, einen Brief an den Hamburger zu schreiben.

„Das kannst du glauben, der ist bloß deswegen nicht wieder zu Wilmsen gekommen, weil er sich von Grethenfrauden einen Korb geholt hat“, meinte Tilde mit schlaunem Augenzwinkern, „ich sage dir, schreibe, du wolltest hier fort, weil du dich mit ihr nicht vertragen könntest.“

Genning folgte dem Rat seiner Mutter, und nach einigen Tagen schon kam die Antwort, es sei eine Stelle frei, zwar nicht sehr gut bezahlt, aber vielleicht sei Herr Tiedemann damit zufrieden.

Genning Tiedemann war zufrieden. Er rüstete schnell zur Abreise und benutzte schon die nächste Deligence.

Als die Stadt mit ihren roten Dächern und dem ragenden Kirchturm hinter ihm lag, atmete er erleichtert auf.

Gott sei Dank, das war überstanden.

Aber je weiter der Wagen gen Süden ratterte, desto stärker wuchs in ihm das Gefühl der Unsicherheit, der Einsamkeit.

Pferdewechsel, fremde Wirtshäuser, unbekannte Gesichter rings. In einem lahlen Gastzimmer mußte er übernachten.

Früh ging's am nächsten Morgen weiter.

Und nach stundenlanger Fahrt sah man in der Ferne die Kirchtürme der alten Hanfsstadt.

Genning atmete schwer. Er hatte geradezu Angst vor der fremden Stadt und all den Menschen.

Vor dem königlich dänischen Postgebäude stieg er aus und ging, die Reisetasche krampfhaft in der Hand, durch die Straßen. Wagen eilten daher, Omnibusse ratterten vorbei, die Menschen drängten und schoben sich durch die schmalen Gassen.

Endlich hatte er die Bohnenstraße erreicht, und bald fand er auch die Firmenschilder des Kaufmanns Buttfarken.

Ein schmales, sechsstöckiges Haus, aus dem schmutzigen grauen Mauerwerk guckten längliche, schmale Fenster. Der ganze Bau, eingeklemmt zwischen anderen hohen Kontorhäusern, machte den quälenden Eindruck, als leide er unter Atemnot und schreie nach Luft. Und auch Genning hatte das Gefühl, als schneite ihm etwas bedrückend die Brust ein.

Mit schwerem Seufzer trat er ins Haus, öffnete die Tür, welche die Bezeichnung „Comptoir“ trug.

Ein halbes Duzend jüngerer Leute hockte auf hohen Bänken über dickeibigen Büchern.

Genning blieb, den Hut in der Hand, bescheiden bei der Tür stehen und wartete, bis endlich ein älterer Mann sich seiner erbarmte und ihn fragte, was er wünsche.

„Ja, Herr Puttsarken kommt erst morgen gegen zehn Uhr wieder ins Geschäft. Dann kommen Sie nur wieder.“

Auf Hennings Gesicht mußte sich sein Gefühl der Hilflosigkeit widerspiegeln, denn der andere, welcher sich schon wieder seiner Arbeit zuwenden wollte, fuhr fort: „Ach, Sie wissen hier nicht Bescheid? Ja, gleich drüben auf'm Kopfenmarkt werden Sie schon einen Gasthof finden, in dem Sie logieren können.“

Als Henning wieder auf der Straße war, überkam ihn ein so starkes Gefühl der Einsamkeit, daß er ein wehes Schluchzen unterdrücken mußte. Er mußte daran denken, daß so mancher Gehilfe des Wilmenschen Geschäfts auf des Prinzipals Empfehlung froh und leicht nach Hamburg gefahren war. Und hier in den Straßen sah man die Knaben und Mädchen lachend und lärmend umherspielen — wie in Garbby's Gassen. Und er, der einem großen Handelsbause vorgestanden, fühlte sich hilflos und ratlos in dieser Stadt? Er versuchte die Unsicherheit abzuschütteln, aber das quälende, ängstliche Gefühl blieb.

Am nächsten Morgen stand Henning vor seinem neuen Herrn, nicht ablehnend und kühl wie damals auf dem Speicher, bescheiden und verlegen antwortete er bestimmt auf alles, was Herr Paridon Puttsarken sagte und fragte.

Der Kaufmann hatte noch dasselbe behäbige Äußere wie vor Jahren, nur war an die Stelle des jovialen etwas mehr Würde getreten.

Nachdem Puttsarken seinem neuen Angestellten einen kurzen geschäftlichen Vortrag gehalten und sich von ihm allerlei — Wahrheit und Dichtung — aus Garbby und Wilmens Geschäft hatte erzählen lassen, sagte er: „So — nun gehen Sie zu dem alten Domsche, der wird schon das Nötige bestimmen.“

Und Henning war entlassen.

David Domsche, der älteste Mann, den Henning gestern schon gesehen und gesprochen hatte, wies ihm seinen Arbeitsplatz an und befahl ihm in seiner kurzen Art, einige Spalten aufzurechnen. —

Durch Vermittlung eines jüngeren Gehilfen hatte Henning ein kleines Zimmer in der Steinstraße gemietet. Eine schmale Treppe, die bei jedem Fußtritt knarrte, führte von der Diele hinauf zu kleinen Stuben, deren beste jetzt der Garbbyer Kontorist bewohnte. Zwei niedrige Fenster ließen einen Blick auf die düstere Straße und die Jakobikirche zu. Ein wackliger Tisch mit rissiger Platte, ein harter Stuhl, ein Bett mit nicht gerade sauberer Wäsche, eine Kiste, auf welcher eine rauhwandige Waschkanne stand, bildeten die Ausstattung dieses Raumes, in dem Henning Tiedemann von der Herrenzeit in Garbby träumen konnte.

Paridon Puttsarken war in Geschäftskreisen bekannt als ein Prinzipal, der seine Angestellten unnützlich ausnützte, und an manchem Abend schlich sich Henning erst spät in seine Stube. Er hatte seiner Wirtin, einer alten Witwe, versprochen müssen, nicht mit Streichhölzern, „dieser neumodischen englischen Einrichtung“, Feuer zu machen, und oft hörte er, daß sie abends an seine Tür klopften, um zu erkunden, ob der Mieter ihr doch nicht das Haus über dem Kopf ansteckte.

Allmählich gewöhnte er sich an das Leben und Treiben in Hamburg und still und ohne besondere Vorfälle gingen Sommer und Herbst dahin, und der nebelgraue Dezember brachte das Weihnachtsfest.

Paridon Puttsarken hatte jedem seiner Leute ein Geldgeschenk, Bigarren und eine Flasche Wein geben

lassen, und am heiligen Abend saß Henning wehmütig allein in seiner kalten Stube, dampfte mächtige Rauchwolken und setzte dann und wann das Glas an die Lippen.

Von der Straße her drang frohfestliches Lachen zu ihm herauf, „Frohe Weihnacht!“ riefen sich helle Mädchenstimmen zu. Von St. Jakobi klang das Läuten der Glocken. (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag. Goethe.

Geldpostbriefe aus dem Siebenjährigen Krieg.

Voll freudiger Erwartung und banger Spannung harren heute Millionen auf die Geldpostbriefe, die ihnen Kunde von ihren Nächsten aus dem Kriege bringen. In früheren Zeiten, da die Post schlecht war und das Geldpostwesen erst recht im argen lag, drang nur selten Nachricht aus Lager und Bivak zu den Heimgebliebenen. Soldatenbriefe sind uns daher aus der Vergangenheit nur sehr spärlich überliefert, und aus dem Siebenjährigen Krieg hat nur ein glücklicher Zufall 17 solcher Geldpostschreiben vor dem Untergang bewahrt, die der Große Generallstab als das wertvollste Zeugnis für den Geist bei der Armee des großen Königs herausgegeben hat. Immerhin sind diese Briefe Teile einer dauernden und ausführlichen Korrespondenz, und sie lassen einen Umfang der damaligen Geldpost vermuten, wie man ihn vorher kaum geahnt hatte. Häufig zwischen großen Marschen, am Lagerfeuer oder im Stall, gerade wie unsere Krieger es tun, sind diese vergilbten Blätter mit mühseligen Schriftzeichen bedeckt worden. „Auf der Erde im Sande geschrieben“, oder „des Nachts um 10 Uhr geschrieben auf der Streu“, tragen sie etwa als Vermerk. Die Leute wollen sich nicht mit ihren Leistungen herbortun; bittet doch sogar einer in einer Nachschrift, dem Brief nur „sein liebes Geschwister lesen zu lassen, sonst keinen; denn man sollte es sonst vor Prahlerei auslegen“. Die meisten von ihnen begleitet die Sorge um Weib und Kind ins Feld. Einer schreibt seiner „herzlichen Frau“ aus Sachsen: „Nimm mir um Gotteswillen nicht übel, daß ich Dir nicht wieder geschrieben; es war ohnmöglich, denn wir haben müssen Tag und Nacht marschieren. Mir ist es herzlich leid, daß ich Dir nichts schreiben kann; es ist die Unmöglichkeit.“ Von einem herrlichen Geist der Tapferkeit sind diese Grenadiere des alten Reichs besetzt. Die Briefe stammen aus der Zeit zwischen den blutigen Schlachten von Bobositz und Prag. Bei sehr warmen Tagen, „da es dem Menschen und Vieh blutheiß war“, mußten sie „ohne Essen und Trinken marschieren“. Am 1. Oktober 1756 mußten die Truppen aufmarschieren, ohne zu ahnen, daß es zur Schlacht ging. „Weil mir nun schon die Sache etwas bekannt war“, berichtet ein Unteroffizier, „kam es mir verdächtig vor.“ Und die morgendliche Stimmung schildert ein Grenadier seiner Frau: „Nun, liebes Kind, denke einmal nach, wie uns zumute muß gewesen sein: des Morgens nüchtern zur Schlachtbank hingeführt und nicht das geringste davon gewußt.“ Der König hatte die Nacht in einer Kutsche mitten unter seinen Soldaten verbracht; des Morgens kam er zu den Regimentern geritten „und fragte, wie wir geschlafen hätten, worauf wir zur Antwort gaben: „Wie Ewre Majestät, auf der Erde“, worauf er zur Antwort gab: „Nach getaner Arbeit ist gut ruhen.“

Auf Friedrich sind alle Blicke gerichtet; das merkt man auch aus diesen Briefen; sein Lob ist die höchste Freude. „Der König ist sehr veranlagt mit uns gewesen“, schreibt ein Soldat des Hülssenschen Regiments nach der Schlacht. „Am Sonntag, als den 3. Oktober, ist er bei uns gewesen, Kompanie für Kompanie, und hat sich vielfach für unsere Tapferkeit bedankt und gesagt, daß er es uns Zeit Lebens genießen wollte lassen, und uns versprochen, daß wir nicht wieder so hart dran sollten, weil wir so viele Leute verloren haben.“ Eine Episode von Bobositz, die in diesen Briefen erwähnt wird, schildert den unüberwindlichen Mut dieser Soldaten. Die Truppen des Herzogs von Webern hatten die stärksten Soldaten der Feinde unerschrocken aus, ohne wieder zu schießen. „Kinder“, rief ihnen der Herzog zu, „schleht doch um Gotteswillen, schleht

avancieret." „Ach, lieber Vater", schreien die braven Burschen wieder, „was sollen wir nun machen? Wir haben kein Pulver mehr und müssen uns hier ohne Gegenwehr totschießen lassen." „Was", schreit der Herzog, „habt Ihr denn keine Bajonnetts? Stecht die Hunde tot!" Sogleich den Augenblick fallen die Burschen mit den Bajonnetts stürmend und ganz blindlings auf den Feind los, jagten ihnen das Eisen in die Rippen, so gar einige nahmen das Gewehr verkehrt und schlugen die Feinde mit den Kolben auf die Köpfe, ausbutieren auch den ganzen dicken Schwarm über 2000 Schritte bis an das steile Ufer der Elbe." Und neben dem Heldennut ist es eine tiefe Frömmigkeit, die diesen Feldpostbriefen aus dem Tage des alten Fritz ihren zu Herzen gehenden Grundton verleiht. Der eine erzählt in pietistischer Bibelfestigkeit, daß ihm „unter während der Schlacht die Kriege des Alten Testaments, sonderlich das Exempel Josuas und Gibeons eingefallen sind." Ein anderer berichtet von einem „wahrhaften Gnadengehen", das ihm den Mut gestärkt. „Da stand an der Straße ein großes, hohes Kreuzifix; auf selbigem sah auf dem rechten Arm eine ganz weiße Taube von ziemlicher Größe, machte einen langen Hals und sah so zu, wie wir vorbeimarschierten, ohne sich weiter zu rühren. Den Kopf drehte sie manchmal nach den Österreichern hin, als wolle sie uns selbe zeigen. Viele Soldaten sahen es als eine gute Vorbedeutung an und schöpften frischen Mut. Ein Soldat von unserer Kompanie sagte zum anderen: Nun weiß ich gewiß, daß wir heute gewinnen. Ich antwortete: Ich glaube es auch, aber wenn es der Wille des Herrn ist." Und wenn es einem, der bei Prag dem Tod ins Auge gesehen, so schien, „als wenn die Welt an diesem Tage ihr Ende erreichen sollte, so hat es ihm doch Muthenmut verliehen, „daß des Fürst Moritz Armee am andern Moldauufer den Tag, da wir gekochten, für uns gebetet und ihre Hände zu Gott aufgehoben."

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Zur Psychologie des Kriegsfluges. Was die Militärflieger im Kriege leisten, davon erfahren wir wohl einiges; was sie aber bei ihren Taten empfinden, darüber ist bisher nur ganz wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Deshalb verdient ein Beitrag zur „Psychologie des Kriegsfluges" Beachtung, den ein medizinischer Mitarbeiter der „Times" auf Grund der Erzählungen eines Militärfliegers bietet. Der Flieger hatte den Befehl erhalten, nach einem bestimmten Platz zu fliegen und dort Bomben herabzuwerfen. Sein Weg führte an der Meeresküste entlang über ein Landgebiet, das vom Feinde besetzt und sehr stark gegen feindliche Flugzeuge besetzt war. Kurz nachdem er in das Feuerbereich hineingekommen war, sah er sich nach einer Deckung in einer Wolke um, um dem Gegner kein Ziel zu bieten. „Während ich die Atmosphäre unter diesem Gesichtspunkt durchforschte," erzählt der Flieger, „erblickte ich eine schwere Wolke vor mir, die über dem Meere hing. Es war eine graue Wolke, sonst wäre ich nicht hineingeflogen. Schwarze Wolken sind ja als äußerst gefährlich bekannt. Ich flog in einer Höhe von etwa 7500 Fuß, als ich in die Wolke hineinkam. Einige Augenblicke schien alles gut, und die Deckung, durch die ich den Widern der Feinde verhüllt war, erschien mir sehr willkommen. Die Wolke war von der Art der Schäfchenwolken, und ich konnte meinen Kompaß und Barometer ganz deutlich erkennen. Aber nach kurzer Zeit wurde der Rebel dicker, und ich fühlte, daß ich meine Orientierung verlor. Ich flog sehr rasch, aber ich wußte nicht, in welcher Richtung. Mein Kompaß drehte sich ganz sonderbar und unverständlich, und das Barometer fing an zu fallen." Diese Beobachtungen riefen bei dem Flieger noch keine Unruhe hervor; aber recht unangenehm war ihm die Sache. Infolge der starken und gegensätzlichen Luftströmungen, die sich in der Wolke begegneten, begann die Maschine heftig hin und her zu schwanken. Der Flieger wurde so stark von einer Seite nach der andern geschleudert, daß es ihm schwer wurde, das Steuer weiter zu handhaben. Der Wind heulte und sauste um ihn, die Dichtigkeit der Wolke wuchs von Augenblick zu Augenblick, und schließlich konnte er überhaupt nichts mehr sehen, hatte keine Ahnung mehr von der Stellung der Maschine im Raum. Plötzlich wurde es ganz dunkel, so undurchdringlich finster, daß er die Hand vor den Augen nicht erkennen konnte. „Ich war auch jetzt noch nicht erschreckt," berichtet der Flieger über seine Gefühle. „Aber, ich dachte allmählich, daß von dem Feinde erschossen zu werden das Kleinere von zwei Übeln gewesen wäre. Doch zum vielen Nachdenken hatte ich nicht Zeit; ich mußte vielmehr all meine

Überlegung in dieser schwierigen Lage zusammennehmen. Ich fühlte mich vollständig verloren. Ich wußte nicht einmal, in welchem Winkel zur Erde die Maschine dahinslog, und befürchtete jeden Augenblick, daß sie bei dem furchtbaren Schwanken ganz umkippen und sich umbrehen könnte. Daher machte ich den Versuch, aus der Wolke herauszukommen, handhabte das Höhensteuer, und im nächsten Augenblick war alles um mich herum vollkommen still. Aber meine Maschine gehorchte mir nicht mehr. Alles drehte sich um mich herum, und ich weiß nicht, was vor sich ging. Ich fühlte, daß der Gurt, der mich hielt, sich ganz straff zog; daß meine Körperlage sich verhängnisvoll veränderte. Ich suchte mit allem Aufgebot meiner Kräfte mich aufrecht zu erhalten, und dann kam eine stumpfe Verzweiflung, ein Gefühl der völligen Leere über mich, wie wenn alles aus wäre. Aber plötzlich machte diese Verzweiflung einer großen Ruhe Platz. Ich hatte alles versucht, und mir war alles mißglückt. Ich wußte das ganz genau, und doch überkam mich statt der Angst ein wunderbares Sicherheitsgefühl; es war die angenehmste Empfindung, die ich je gehabt habe. Unterdessen fiel ich mit meiner Maschine unaufhörlich in einer Geschwindigkeit von etwa 300 Kilometer in der Stunde. Das nächste an das ich mich erinnere, ist, daß mein Haltgurt wieder schlaffer wurde; ich klammerte mich automatisch an meinen Sitz und stemmte die Knie an, um mich festzuhalten. Nun hatte ich gar keine Angst mehr. Ich fühlte überhaupt nichts. Dann fiel die Maschine auf einmal aus der Wolke heraus, und ich sah das Meer unter mir schäumen und branden. Meine Hände ergriffen automatisch die Steuer, und in einer Höhe von 1500 Fuß bekam mein Apparat sein Gleichgewicht. Dann hörte ich in kurzen Unterbrechungen ein merkwürdig schnappendes Geräusch in meinen Ohren und stellte fest, daß ich taub war. Ich konnte meine eigene Maschine nicht mehr hören." Die Taubheit kam von dem sehr schnellen Herabfallen und dem plötzlichen Anwachsen des atmosphärischen Drucks. Sie hatte augenscheinlich auf den Flieger eine psychologische Wirkung gehabt, indem von ihm jene Stille und Ruhe ausging, die dem Mann seine Sicherheit wiedergegeben hatte. Trotz der Erschütterung seiner Nerven durch den ganzen Vorfall flog er bis zu der befohlenen Stelle und warf seine Bomben. Kurz hatte er dies getan, so trat eine völlige Veränderung seines Gefühls ein. „Ich war so glücklich, daß ich lachzte," bekennt er. „Ich konnte mich garnicht halten und fühlte in allen meinen Taschen nach, ob ich nicht noch etwas zum Herunterwerfen hätte. Ich fand aber nur meine Streichhölzerpackung und so schickte ich die noch herab." Für die Annahme, daß die Maschine sich während des Falles wirklich umgedreht hat, spricht die Tatsache, daß der Revolver des Fliegers aus seiner Tasche auf dem Apparat herausgefallen war.

Englische Kriegspatente. Die englischen Erfinder haben sich jetzt mit aller Gewalt auf den Krieg geworfen, und die Zahl der Patente, die sich mit Werkzeugen für Meer und Marine und besonders für den Luftkrieg und den Unterseekrieg beschäftigen, sind außerordentlich groß. Wie der Vorsteher des englischen Patentamts W. Temple Franks mitteilt, haben Bomben die besondere Aufmerksamkeit der Erfinder erregt und Patente auf die merkwürdigsten Explosivstoffe werden beantragt. Uralte Formen der Kriegführung sollen wieder zum Leben erweckt werden. Da empfiehlt ein Erfinder einen Panzer, dessen Träger gegen jede Verletzung geschützt ist; andere Patente beziehen sich auf aufgeschürzte Schilde, die man höchst praktisch über dem Arm tragen kann, ohne dadurch in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt zu werden. Ein Erfinder bringt eine neue Art von Wurfspeisen auf den Markt, von denen er die verderblichsten Folgen für die Feinde erwartet. Apparate für das Schleudern von Bomben und anderen Geschossen sind zahlreich ausgearbeitet worden. Des weiteren werden Patente angemeldet für Periskope, mit denen die genauesten Beobachtungen gemacht werden können, während der Beobachter in sicherer Deckung im Schützengraben liegen kann, für Schlaffäden oder für ein praktisches Instrument, das zugleich ein Messer, eine Gabel und ein Löffel ist. Spiele und Spielzeug aller Art, die sich auf den Krieg beziehen, haben in den Listen des Patentamtes eine große Rolle. Es fehlt auch nicht an praktischen Brieftaschen zur Aufbewahrung des jetzt auch in England hauptsächlich verwendeten Papiergeldes. Der größte Teil aller Patente aber bezieht sich auf Luftschiffahrt und Unterseeboote. Vorrichtungen zum Schutz der Unterseeboote werden angepriesen; ein Patent will ein brauchbares Signal ermöglichen, durch das Unterseeboote, die in Not sind und nicht auftauchen können, mitteilen können, wo sie sich befinden. Andererseits will man die Schiffe gegen die Torpedos der Unterseeboote durch besondere Patente schützen.

Gedichte.

Kriegslieber:

Romane, Novellen.

sie durch Kinderstube, Beispiel und Erziehung gefestigt
 glauben, sinken, sinken. Ewa von Lindingen geht es noch am
 glimpflichsten, sie findet später in der Heimat den idealen
 Gatten, der den Schleier der Liebe über diese Pariser Ver-
 gangenheit breitet, doch von den andern Töchtern deutscher eht-
 barer Eltern sehen wir die eine als Geliebte des Dieners,
 eine andere als Waitresse eines Fürsten, die dritte endet in
 einem öffentlichen Haus. Wie gut, daß jetzt ein eisenstarren-
 des Heer den guten, dummen, blonden, deutschen Schwäbchen
 den Weg nach Paris verlegt. C. S.

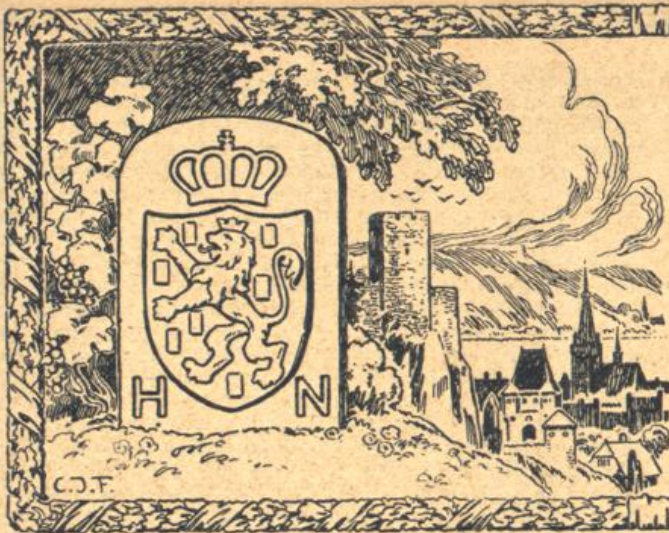
Gedichte.

DoItIt.

Lehrbücher.

Kriegsliteratur.

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. v. Rauendorf in Wiesbaden. — Druck und Verlag der H. Schellberg'schen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.



Nassau

Blätter für nassauische Geschichte
und Kultur-Geschichte.

Monatliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

19. Jahrgang.

1915.

(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Die Nassauer bei den oberrheinischen Kreistruppen im siebenjährigen Kriege.

Von Th. Schüler.

(Fortsetzung.)

Diesem in vielen gleich fand Hoffmann das Regiment Nassau-Weilburg, „außer der Nassau-Weilburgischen Grenadier-Kompagnie, welche in allen Stücken wohl und sauber abjustiert“ war. Bei anderen Kompagnien jedoch führten die Leute Klage über ihre „unanständigen Beinkleider und die fehlende kleine Montierung.“ Das Leiningen-Wartenbergische Kontingent trug anstatt der Tuchhosen schlechte lederne und leinene Hosen. Bei der Nassau-Saarbrückischen Kompagnie erschien ein Fournierschütze in Muskettier-Uniform, „der andere in einer solchen, die weder der Muskettier- noch der Fournierschützen-Uniform glich, folglich seine eigene sein mag“. Die meisten Kontingente hatten ungehäftete und reparierte Gewehre, keins ein solches nach dem 1750 ausgegebenen Modell; an denen des Leiningen-Wartenbergischen Kontingents fehlten die Bajonette; unter denen des Leiningen-Guntersblumer Kontingents fanden sich „6 uralte Flinten“, eine sogar mit einem „hölzerne Feuerstein.“ Auch bei der Jbsteiner Kompagnie waren die Gewehre unegal, doch hatten hier die Mannschaften nach Vorschrift je 60 Patronen empfangen, bei anderen Kontingenten dagegen nur 30, bei einem 24. Auch in diesem Regiment fehlten die Zimmerleute. Der Uffinger Kompagnie, bei welcher das Leiningen-Westerburger Kontingent von 1 Leutnant und 16 Mann noch nicht eingetroffen war, das später zum Regiment Pfalz-Zweibrücken stieß, mangelten die Feldrequisiten, der Jbsteiner Kompagnie Rüstwagen und Zeltstarren. Bei dem Frankfurter Kontingent mußten 59 Leute im Alter bis zu 64 Jahren wegen Gicht, Asthma, steifen Gliedern, blöden Augen, Taubheit, Steinschmerzen, Bruchleiden und anderen Gebrechen ausgemustert werden! mehrere waren zahlos, so daß sie die Patronen nicht mehr abbeissen konnten; einer hatte sich beim Aufziehen des Eisenheimer Fells eine Rippe zerbrochen, ein anderer hatte beim Brand in der Judengasse einen hinterlichen Schaden, ein dritter bei der Kaiserkrönung durch einen Hieb eines französischen Gesandtschaftsbedienten eine Fingerbeschädigung erhalten. Einer war einäugig, der andere zitterte so stark, daß er kaum sein Gewehr zu halten vermochte. Bei dem Leiningen-Wartenbergischen Kontingent führte ein Mann darüber Klage, daß man ihn geschloffen und mit Gewalt zum Militärdienst gezwungen habe. Ein Mann war 66 Jahre alt und hatte bereits 33 Jahre gedient. Schließlich verdient bemerkt zu werden, daß sich im Regiment 268 Verheiratete befanden, und daß 33 Weiber mit ins Feld zogen. — Obwohl der Inspizierende auch bei diesem Regiment Gewandtheit im Exerzieren vermiste, mußte er doch der Nassau-Weilburgischen Leib-Grenadier-Kompagnie das Zeugnis geben, „daß sie ratione des Exerzitii und in Proprete anderen vieles voraus hatte, überhaupt die Nassau-Uffingischen und Nassau-Saarbrückische Kompagnien in hoc puncto in besserem Stand waren als die übrigen dieses löblichen Regiments.“

Die Simmern'sche Reiter-Eskadron unter Kommando des Obersten Grafen v. Wittgenstein befand sich in guter Beschaffenheit und zeigte im Exerzieren zu Pferd und zu Fuß Zucht und Ordnung.

Die Artillerie der Regimenter Pfalz-Zweibrücken und Nassau-Weilburg war gut montiert, aber nicht armiert; die Leute präsen-

tierten sich nur mit Bündstöcken und umgehängten Pulverflaschen. „Die Artillerieknechte sahen nicht zum besten aus, gestaltem ihre Rittel die Farbe verloren hatten, auch schon ziemlich zerrissen und abgenutzt waren“. Es fehlten die mitzuführenden Reiserverräder, Achsen, Schienen und Nägel. Die Pferde der Artillerie, wie die des Lazarettwagens waren brauchbar, doch die zweirädrigen Munitionskarren schlecht und zu schwer belastet.

Nach dem Bekanntwerden des Sieges der Oesterreicher und Sachsen über die Preußen am 18. Juni bei Kollin entschloß man sich endlich zum Ausmarsch aus dem Lager bei Frankfurt. Doch der kommenden Strapazen ungewohnt, kehrten schon in den ersten Tagen viele ihrem Truppenteil den Rücken. Am 21. Juli meldete der Oberst v. Boppe seinem fürstlichen Regimentschef aus Kitzingen, daß die Desertion einen unerhörten Umfang angenommen habe; die Hauptursache liege darin, daß „die Leute fast insgemein verzagte feige Memmen sind, die ihre gewohnte Gemächlichkeit nicht vergessen können, und denen es schlechterdings nicht in den Kopf will, diejenigen Pflichten zu erfüllen, die der Soldatenstand notwendig erfordert.“ Aber auch der geringe Sold möge mit daran schuld sein; denn wenn der Mann nur 4 Kreuzer täglich bekomme und nicht mehr wie in früheren wohlfeilen Zeiten täglich 2 Pfd. Brot, 1 Pfd. Fleisch, $\frac{1}{2}$ Maß Wein oder 1 Maß Bier, so glaube er sich nicht mehr zum Aushalten verpflichtet. Bis Fürth zählte das Regiment Nassau-Weilburg allein 370 Deserteure, von den Leiningern waren 52, von den Solms-Braunfelsern 73, von den Frankfurtern 158 durchgegangen. Die Jbsteiner Kompagnie hatte außer 45 Deserteuren 14 Kranke und 6 Kommandierte, die Uffinger Kompagnie außer 33 Deserteuren 6 Kranke und 2 Kommandierte, die Weilburger Leibkompagnie 9 Deserteure und 1 Kranken. Lobenswert hielten sich die Kompagnien Nassau-Saarbrücken, Salm, Hohensolms und Solms-Rödelheim-Laubach, die keinen Deserteur hatten.

Daß von solchen Truppen Heldentaten nicht zu erwarten waren, zeigte ihr jämmerliches Verhalten in der Schlacht bei Roßbach am 5. Dezember 1757. Recht anschaulich schildert ihre Zersahrt und Mißerfolge der Oberst Thoman vom Kontingent Kurmainz im Regiment Pfalz-Zweibrücken, der nach der Schlacht mit vielen anderen Offizieren vermisst wurde und sein längeres Fernsein vom Regiment später zu rechtfertigen suchte. Er führt etwa Folgendes aus: Es ist zeitungsbekannt und weltkundig, wie es uns armen Schelmen ergangen ist. Mit vielen Märschen waren wir von Fürth bis Mehls herumgeschleppt worden und hatten bald weder Brot noch Fourage, weder Stroh noch Holz, als wir auf einmal wieder zurück nach Eisenach mußten, von wo die Herren Generale ihre Bagage, so ein schöner Troß, nach Meiningen schickten. Hier in Eisenach vereinigten wir uns mit den Franzosen, und auch die unter Kommando des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt vorher nach Arnstadt abgegangenen Regimenter kehrten von dort zu uns zurück. Hier hatten wir auf den Bergen herum wie die Wespen an den Bäumen. Dabei fehlte es an allem, so daß Not in allen Ecken war. Aber den Beschluß, die Preußen in Gotha aufzuheben, konnten die Kommandeure der Franzosen und der Reichstruppen nicht einig werden. „Soviel

ist gewiß, daß Franzosen und Deutsche sich mit Wohl zusammen schieden.“ Als des Nachts der größte Teil der Truppen nach Gotha abmarschierte, blieb der Rest der Reichsarmee unter dem Obersten v. Bogheim zunächst bis früh 6 Uhr unter Gewehr stehen und folgte erst, als die Preußen Gotha bereits verlassen hatten. Kaum hatten es sich unsere Truppen dort bequem gemacht, als die Preußen zurückkehrten und die Unserigen in solcher Eile davonliefen, daß der Oberst v. Bogheim kaum Zeit fand, seinen Grenadieren zu Fuß nachzuweichen; seine Pferde fielen den Preußen zur Beute. Endlich merkten die Unserigen, daß sie jenen an Zahl doppelt überlegen waren, sie gingen wieder vor und rückten am späten Abend wieder in die Stadt ein. Als dort nichts mehr zu bekommen war, begann das Fouragieren, und tausenderlei Erzeße folgten, wobei des Herzogs Eigentum nicht verschont blieb. Dann brachen wir nach einem Platz unsern Eisenach auf, der so zahl war wie eine Hand. Weil es aber auch allda nicht lange konnte guttun, marschierten wir nach Friedrichswerth weiter, wo wir in der Nacht sine lux sine crux mit großem Hunger ankamen. Anderen Tags ging es wieder nach Gotha zurück. Unterwegs kamen Bauern gelaufen und meldeten, die Preußen hätten sich im Wald versteckt um die Bagage abzufangen. Während wir diese in der dunklen Nacht zu schützen suchten, zogen die Franzosen in Gotha ein und plünderten das vom Herzog verlassene Schloß rein aus. Wir mußten vor der Stadt ein Lager beziehen; ich wurde Kommandant derselben. Nach einigen Tagen der Ruhe kam der Befehl, jetzt täglich fleißig zu exerzieren, aber schon in der nächsten Mitternacht folgte die Ordre, nach Mühlhausen aufzubrechen zur Vereinigung mit den dort liegenden Franzosen. Der Weg führte über Langensalza, wo vor der Stadt zwei Tage kampiert wurde. Dann ging es weiter über Erfurt und Weimar bis Regau. Bei Leipzig hatten sich die Panduren unter Laudon und die Grenadiere der beiden vereinigten Armeen unter St. Germain aufgestellt, „als die Preußen herausgefallen kamen, und meine Herrn Franzosen den Reihaus ganz ohnmütigerweise nahmen.“ Die Reichsarmee zog sich deshalb nach Teuchern zurück, wo sie drei Tage still lag. Hier kam der Befehl, um Mitternacht aufzubrechen und nach Weißenfels zu marschieren. Dort angekommen, stellten sich die Regimenter eine Stunde vor der Stadt in Schlachtordnung auf, blieben so bis früh 9 Uhr stehen, überschritten dann erst die Saale und quartierten sich in den jenseits derselben gelegenen Orten ein; nur das bayerische und das zweibrückische Regiment besetzten Stadt und Schloß, wo sich bereits 20 französische Grenadierkompagnien in der Hoffnung, hier einige gute Tage zu verleben, häuslich niedergelassen hatten. Bagage und Munitionsvorräte auch unserer Regimenter waren jenseits der Saalebrücke in Sicherheit gebracht, die mit Stroh belegt wurde, um nötigenfalls mit bereitgestelltem Öl und Bech übergossen und in Brand gesteckt zu werden. Ich machte des Nachts um 12 und um 3 Uhr die Ronde und rapportierte dem General von Rosenfeld als Platzkommandanten, daß ich alles ruhig gefunden. Wir blieben dann beieinander und hörten bald nach 5 Uhr ein dreimaliges Anschlagen an die Uhr Glocke. Jetzt fiel mir die gestrige Meldung eines Fähnrichs ein, dessen Quartiergeber eine Karolin gegen einen Laubthaler mit ihm hatte wetten wollen, daß er bis zur nächsten Frühstückszeit nicht mehr in der Stadt sein werde. Holla! rief ich dem General zu, was war das? Wir sind verraten und verkauft! Da aber in diesem Augenblick ein französischer Husarenmajor die Meldung brachte, der König von Preußen liege bei Lützen still, nur die Meyer'sche Freikompagnie sei in Bewegung, beruhigten wir uns wieder. Ich ging nach meinem Quartier und schlummerte hier auf einem Stuhl ein, bis mich gegen 7 Uhr der Grenadiermarsch der abziehenden Franzosen weckte. Etwa eine Stunde später schlug die Hauptwache Alarm. Ich eilte nach dem Stall, sattelte mir in Abwesenheit meines Dieners selbst ein Pferd und ritt nach der Hauptwache, dem Sammelplatz des Regiments. Der Feind plante einen Überfall. Das Knattern des Kleingewehrfeuers begann, „und als die Canons auch angingen, schien es Ernst zu werden.“ Als die Torwache repoussiert wurde, die Straße herabavancierte und die Kugeln bis auf den Markt flogen“, brachen wir nach der Brücke auf, um nicht abgeschnitten zu werden, was sicher geschehen wäre, wenn nicht zwei französische Grenadierkompagnien vergessen gewesen wären, die das schnelle Nachbringen des Feindes hinderten. Prinz Gerog ordnete die Besetzung der Häuser an der Brücke zur Deckung des Rückzuges an, ließ diese dann aber zu früh anzünden, so daß mehrere Offiziere, 17 Unteroffiziere, 9 Spielleute und 248 Gemeine zu Gefangenen gemacht wurden. Und doch war es das größte Glück, daß die Brücke in Brand, ansonsten wir alle wären verloren gewesen; denn die Kugeln prasselten auf die Brücke nieder, „und flogen um einen herum, daß der Roth in das Gesicht und über den Kopf hinausgeschlagen.“ Daher war auch — ein Toter und ein Leichtverwundeter zu beklagen. Jenseits der Brücke formierte sich die

Armee außer Schußweite in zwei Treffen und blieb den Rest des Tages und die folgende Nacht untätig und ohne eine Stärkung mit Brot, Wasser oder sonstigen Lebensmitteln zu sich zu nehmen, stehen. Als der Morgen graute, versuchten die Preußen eine Reparatur der Brücke, die deshalb von unserer Artillerie zusammengepflochten wurde. Darauf brach unsere Armee in Kolonnen auf und langte nach einem „allzugroßen“ Marsch in der Nacht bis Mücheln, einige Stunden vor Merseburg, an, wo ein Lager bezogen wurde. Am folgenden Tag marschierte die Reichsarmee ab, als wollte sie sich von den Franzosen trennen. Nach zwei Wegstunden stellte sie sich in Schlachtordnung auf und blieb so mehrere Stunden stehen. Dann ging es weiter zurück, wo nichts zu nagen und zu beißen war. Mir war es gelungen, für 1 Karolin 10 Laib Brot im Lager der Franzosen aufzutreiben und sie meinen Leuten auszuschnitten, „wie den Bettelleuten auf der Straße.“ Abends wurde ihnen erlaubt, Feuer anzuzünden. Kaum war es angemacht, kam der Befehl zum weiteren Rückmarsch in zwei Treffen. So lang es Tag war, ging es gut, wenn auch beschwerlich für Artillerie und Pferde, als aber die Nacht hereinbrach, gerieth alles in Confusion; die Hintersten waren die Ersten und die Ersten die Letzten. Wir marschierten die ganze Nacht, hatten zu tun, daß wir wieder in Ordnung kamen, und als es Tag wurde, waren wir wieder auf unserem alten Platz, nur in anderer Stellung. Am nächsten Morgen erhielt ich den Befehl, mit den Bayern und meinem Regiment voranzuziehen und Stadt und Schloß Freiberg (wohl Freiburg an der Unstrut) für das Armeekommando zu besetzen. Kaum zwei Stunden waren wir dort, als schon der Menge blutige Köpfe und die Franzosen haufenweise von allerhand Gattung en retirade ankamen.“ Der Ort war bald mit Bagage, Blessierten und Davongelaufenen so überfüllt, daß die etwas später eintreffenden Kommandierenden, Herzog von Zweibrücken und Prinz Soubise, kaum passieren konnten. Um Mitternacht ging mir die Weisung zu, mit meinen beiden Regimentern sofort aufzubrechen und mich in Kösen mit den Truppen des Landgrafen von Baden-Durlach zu vereinigen. Wegen Sperrung der Straßen konnte ich aber erst um drei Uhr die (Unstrut-)Brücke überschreiten. Mehrere Offiziere und viele Leute, die von dem Abmarsch nicht in Kenntnis gesetzt werden konnten, blieben zurück. Jenseits des Flusses trafen wir die geächtete französische Armee in graulichem Durcheinander an Lagerfeuern. Bei der nächsten Anhöhe brachten die ausgehungerten Pferde, die in dreimal vierundzwanzig Stunden wegen beständigen Marschierens nichts zu fressen bekommen hatten, trotz Vorspann den Munitionskarren nicht mehr weiter; die darauf befindlichen drei Fässer Pulver wurden deshalb abgeladen und angezündet, „das Kirchengezelt und andere Gegenstände dem Himmel und fremden Leuten überlassen.“ „Und das alles ohne etwas zu essen oder zu trinken, denn es war nichts da.“

Am Ziel angelangt, wurden wir bald links, bald rechts, bald der Länge, bald der Quere nach postiert, daß man zuletzt nicht gewußt, was daraus werden sollte. An einer steinernen Brücke (der Saale?) waren zu beiden Seiten Scheiterhaufen zum Anzünden aufgeschichtet, „doch frustra, dann man konnte überall durch das Wasser reiten.“ Als der Feind sich blicken ließ, wurde das Holz in Brand gesteckt und nach Ebersberg (Edartsberga) retiriert. Dort sammelte sich die ganze Reichsarmee und besetzte alle vorteilhaften Punkte, als ob sie den nachziehenden Preußen eine Schlacht liefern wollte; doch als die Nacht stockfinster hereinbrach, kam der Befehl, „ohne Reden und Tobadrauchen“ weiter zurück zu marschieren. Beim Passieren eines Hohlweges „führte der Teufel die Bagage dazwischen“ und nötigte die Infanterie zu einem dreistündigen Halt. „Da nun alles vor Müdigkeit sich auf die Erde geworfen, entfuhr auf einmal der Lärm: die Preußen sind da! Da sprang alles auf, und in dem Bestreben jedes Einzelnen, sich in Sicherheit zu bringen, kamen die Regimenter so durcheinander, daß man keinen ganzen Zug mehr von seinen eigenen Leuten hatte. Die Generale ritten hin und her, die Offiziere desgleichen, alles war in größter Confusion. Der eine verlor den Hut, der andere das Gewehr, der dritte seinen Schnappspad, der vierte seine Patronentasche. Es wurden die Fahnen verloren, wie auch bei unserem Regiment eine in der Mitte zerbrochen wurde. Der eine lagte seinen Kopf, der andere seinen Arm, der dritte die Hände oder Beine, kurz es war ein solcher Spektakel, daß nit auszusprechen. Die Regimenter konnten kaum 3—400 Mann zusammenbringen. Man hat den Leuten die besten Wort gegeben, auch beständig jedes Regiment nach seinem Namen gerufen, damit sich die Leute, da es stockfinster war, darnach richten konnten; aber es hat alles nichts helfen wollen.“

Als es hell wurde und ich, zwischen Kanonen und Bagage, das Defilee endlich hinter mir hatte, traf ich nach vielem Hin- und Herreiten das bayerische Regiment, das nicht wußte, wo hinaus, weil sich einige preussische Husaren in der Ferne hatten blicken lassen. Mein Regiment fand ich nicht, und da man mir sagte,

daß das Hauptquartier nach Erfurt sei, machte ich mich dorthin auf den Weg. Mittags dort eingetroffen, begegneten mir einige Offiziere, die gleichfalls ihre Regimenter suchten. Doch nun hieß es, die Armee sammelte sich in Arnstadt. Dort fand ich am Nachmittag Quartiermacher für die kommandierenden Generale, die Kanzlei und die Kriegskasse der Armee, aber keine Truppen. Nach einigen Stunden der Ruhe brach ich um Mitternacht wieder auf und kam gegen Morgen nach Frauenwald. Von hier zog ich weiter in der Irre umher, bis ich am fünften Tage die Reichsarmee zwischen Koburg und Bayreuth fand. Sie war, weil die Preußen ihr nachgefolgt, anstatt nach Erfurt, über Weimar und Saalfeld nach Koburg marschiert.

Das Regiment Nassau-Weilburg, das bei dem fluchtartigen Rückzuge der Reichstruppen nach Edartsberga zur Arrièregarde gehörte, soll „die beste contenance“ bewahrt haben. Die Pfalz-Simmern'sche Eskadron erlitt starke Verluste; ihren Kommandeur Grafen von Wittgenstein sah man, vom Feinde umringt, vom Pferde stürzen. Am 24. November bezogen die Regimenter Nassau und Zweibrücken Winterquartiere in und bei Kulmbach, das Regiment Darmstadt solche in und um Steinach. Nur einmal wurden sie aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, als der Feldmarschall Prinz von Hildburghausen in Erfahrung gebracht haben wollte, „daß die Preußen Wiene machten, ihnen eine Visite zu geben.“ Nach einem Rapport vom 30. November 1757 war die Stärke des Regiments auf 691 Köpfe zusammengeschrumpft. Die Mannschaften sowohl des Weilburger wie des Zweibrücker Regiments waren „in den bei Bayreuth liegenden Dörfern auf eine so armselige Art einquartiert, daß auch der zehnte Mann nicht einmal das Stroh zu seinem nächtlichen Lager erhält und nicht einen Bissen Brot oder einen Trunk Bier bei seinem Wirt umsonst zu erhoffen hat.“ weshalb die beiden Regimentskommandeure am 10. April 1758 bei dem Kreiskonvent Winterdouceurgelder für ihre Leute erbaten.

Die bald darauf erfolgte Gefangennahme eines auf dem Marsche zur Reichsarmee befindlichen Gothaer Dragonerregiments durch die Preußen veranlaßte die Reichstruppen, größere Sicherheit um Schweinfurt und Bamberg zu suchen. Auch die Franzosen gaben ihre Quartiere um Marburg auf, um sich nach Hanau zurückzuziehen und sich hier zu verschanzen. In Marburg ließen sie den größten Teil ihrer Fouragevorräte und in Ziegenhain das ganze Magazin zurück; auch viele Kanonen ließen sie stehen, „nachdem sie dieselben mit Kugeln von starkem Kaliber verstopft hatten.“ Ihre mitgeführten Verpflegungsmittel, namentlich große Mehlvorräte, warfen sie für den Transport requirierten heffischen Bauern in der Gegend von Gießen von ihren Wagen und suchten mit Wagen und Zugvieh das Weite.

Im weiteren Verlaufe der Operationen des Jahres 1758 war das Regiment Nassau-Weilburg dem Korps des österreichischen Generals Hadik zugeteilt, der mit dem Verhalten desselben zufrieden war. Bei der Räumung Sachsens durch die Österreicher und Reichstruppen im November deckte es wieder die Retirade über Eulenburg bei Roldiz und kam um Neujahr 1759 nach Erfurt, wo die anderen oberheinischen Kreisregimenter neben den Bataillonen Ziegenhain und Kurmainz lagen.

(Schluß folgt.)

Karl Heinrich Nikolaus Otto, sog. Prinz von Nassau-Siegen.

Johann Franz Desiderat, Fürst zu Nassau-Siegen, heiratete nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, einer Markgräfin von Baden-Baden, eine ihrer Hofdamen namens Isabelle Claire Eugénie de la Serre. Er erklärte jedoch in dem am 9. Februar 1689 zu Brüssel unterzeichneten Ehekontrakte, daß die Kinder dieser Verbindung nur Edelleute sein sollten. Sie waren von den Gütern des Hauses Nassau ausgeschlossen und mußten sich mit dem ihnen angewiesenen Deputate zufrieden geben.

Gleichwohl nannten sich die drei aus dieser Ehe entsprossenen Söhne in der Folge Prinzen von Nassau-Siegen, jedoch unter dem beständigen Widerspruche ihres Halbbruders, des Fürsten Wilhelm Hyazinth und der übrigen Agnaten des Hauses Nassau-Siegen. Der jüngste dieser drei, Emanuel Ignaz, vermählte sich 1711 mit Katharine Charlotte, einer Tochter des Marquis von Mailly de Nesle, die jedoch ihren Gemahl 1715 wieder verließ und nach Frankreich ging.

Emanuel Ignaz starb zu Brüssel am 11. August 1735. Er hatte vorher vor einem Notar und einigen Zeugen erklärt, daß

aus seiner Ehe mit der Marquise von Mailly de Nesle keine Nachkommen hervorgegangen seien. Trotzdem kam nach seinem Tode ein von der Marquise am 25. November 1722 geborener Sohn namens Maximilian Wilhelm Adolf zum Vorschein, der sich für einen Prinzen von Nassau-Siegen und einen ehelichen Sohn von Emanuel Ignaz ausgab. Er war am 28. November 1722 zu Paris getauft worden, und als seine Eltern standen im Kirchenbuche Manuel Seighen und Charlotte de l'Isle. Man gab dem Kinde verschiedene Namen, aber nach dem Tode des Emanuel Ignaz ließ die Mutter den Knaben am 1. November 1735 noch einmal in einer anderen Kirche zu Paris taufen und in dem Kirchenbuche für einen Sohn des Emanuel Ignaz von Nassau-Siegen angeben. Dieser Maximilian Wilhelm Adolf fand Mittel und Wege, um am 15. Mai 1737 von Kaiser Karl VI. einen Reisepaß für sich als für einen Prinzen von Nassau-Siegen zu erhalten. Dieses Passes bediente er sich, um am 7. Februar 1738 von dem Könige von Frankreich, Ludwig XV. (1715–1774) für mündig erklärt zu werden. In der Urkunde darüber wird er als einziger Sohn des verstorbenen Prinzen Emanuel Ignaz von Nassau-Siegen genannt. Durch einen kaiserlichen Befehl an den Prinzen Lichtenstein, den kaiserlichen Gesandten am französischen Hofe, vom 8. Juli 1739 wurde jedoch der Paß und der „aus einem Verstoß darinn beygelegte Titel“ in einer Erklärung förmlich widerrufen.

Nach dem Tode des letzten Fürsten Wilhelm Hyazinth von Nassau-Siegen 1743 machte Maximilian Wilhelm Adolf sogar Ansprüche auf das Fürstentum Siegen und die Hälfte von Dillenburg und Hadamar. Er übergab dem Reichshofrat in dieser Sache eine förmliche Klageschrift. Es erfolgte daraufhin, nachdem der Prinz von Oranien als alleiniger Erbe und Nachfolger in den genannten Fürstentümern mit seiner Verteidigung hinlänglich gehört worden war, am 5. Oktober 1746 ein Endurteil, in dem der „vermeinte Prinz und Erbe“ abgewiesen wurde. Das Schriftstück nennt ihn auch nicht als Prinzen von Nassau, sondern nur „Maximilian Wilhelm Adolf, von der Marquise von Mailly geborener Sohn“. Die Siegenischen Güter fielen an Nassau-Weilburg.

Maximilian Wilhelm Adolf starb bald nachher und hinterließ von Magdalena Amicitie, einer Tochter des Grafen von Monchi Senarpont, die er 1843 geheiratet hatte, außer einer Tochter auch einen Sohn namens Karl Heinrich Nikolaus Otto (geb. 1745). Während der Minderjährigkeit dieser Kinder entstand zwischen ihrem Vormunde und dem Marquis de Nesle ein Prozeß, der die Veranlassung dazu gab, daß auf Antrag des Vormundes am 26. April 1756 bei dem Gerichtshofe in Paris ein Urteil gefällt wurde, nachdem Maximilian Wilhelm Adolf für einen ehelichen Sohn des Emanuel Ignaz und Karl Heinrich Nikolaus Otto für einen Prinzen von Nassau-Siegen erklärt wurde. Trotzdem erkannte ihn der Reichshofrat nicht als legitim an. Er war so in die Notwendigkeit versetzt, sich selbst eine Bahn fürs Leben zu eröffnen. Mit seinem 14. Lebensjahre trat er als Freiwilliger in französische Dienste und hatte es 1766 bis zum Rittmeister gebracht. In diesem Jahre verließ er den Militärdienst und begleitete mit Erlaubnis des Königs den berühmten Seefahrer Louis Antoine de Bougainville (1726–1811) auf dessen Reise um die Welt (15. Dezember 1766 bis 16. März 1769, beschrieben in der „Description d'un voyage autour du monde.“ 2 Bde., Paris 1771–72; deutsch Leipzig 1783). Nach vielfachen Abenteuer, namentlich auf Otaheiti und in den Wästen Afrikas, wohin er den Ritter Drais begleitete hatte, kehrte er nach Frankreich zurück und trat als Oberst eines Infanterieregiments wieder in Dienst. Im Jahre 1779 machte er den vergeblichen Versuch, den Engländern die Insel Jersey zu nehmen. Im Kriege zwischen Spanien und England 1779–83 nahm er 1782 an der Belagerung von Gibraltar teil und befehligte eine der schwimmenden Batterien, die den Engländern von der Seeseite beizukommen versuchten, was jedoch an den geschickten Gegenmaßnahmen des englischen Befehlshabers Elliot scheiterte. Der Prinz von Nassau setzte sich dort mehr als irgend einer der Gefahr aus und entging dem Tode nur durch kühnes Schwimmen. Der König von Spanien verlieh ihm den Rang eines Granden erster Klasse und Generalmajors und gab ihm ein bedeutendes Geschenk in Schiffsladungen. Durch den Grafen Ségur wurde Karl Heinrich der Kaiserin Katharina II. von Rußland (1762–96) empfohlen, und er trat in ihre Dienste. Als Rußland mit der Türkei kämpfte, erhielt der Prinz als Vizeadmiral den Befehl über ein Geschwader, das im schwarzen Meere kreuzte. An der Spitze von Galeeren und flachen Fahrzeugen griff er die viel stärkere Flotte des Kapudan-Pascha an, nahm ihm einige Schiffe fort, steckte andere in Brand und zerstörte in mehreren Gefechten die ganze Flotte der Pforte im schwarzen Meere. Die Kaiserin belohnte den Sieger durch ein reiches Geschenk in Landgütern. Der Prinz vermählte sich in Polen, wo er das Indigenat erhalten hatte, mit Charlotte Godzla,

der Tochter eines reichen Wojewoden und erhielt dann Sendungen an die Höfe zu Wien, Versailles und Madrid, um diese von den Absichten des preussischen Hofes auf den polnischen Thron zu unterrichten. In dem Kriege Rußlands gegen Gustav III. von Schweden übergab ihm Katharina II. den Befehl ihrer Flotte im Finnischen Meerbusen. Der Prinz schlug die schwedische Flotte am 3. Juli 1789 und trieb sie in den Busen von Wiborg. Er glaubte hier den König Gustav III., der sie befehligte, gefangen nehmen zu können, wurde jedoch am 9. Juli 1789 bei Svenskafunde entscheidend besiegt. Diese Niederlage und vielleicht auch die Absichten Katharinas II. auf Polen und sein Widerwille, gegen Frankreich kämpfen zu sollen, nahmen ihm alle Lust zum ferneren Kriegsdienste. Er bat um seinen Abschied und zog sich mit einem Jahresgehalte von 12 000 Rubeln auf seine Güter zurück. Als Paul I. (1796—1801) auf den Thron kam, mußte er das Land verlassen. Das hatte folgende Ursache (Major Nassau, Geheime Denkwürdigkeiten über Rußland 1844, II. Teil S. 272):

Paul I. führte, als er noch Großfürst war, den Titel eines Großadmirals; man teilte ihm jedoch nichts mit von dem, was sich auf das Seewesen bezog. Es wurde ihm sogar niemals erlaubt, die Flotte in Kronstadt zu besichtigen. Als der Prinz von Nassau-Siegen und der jähle Abenteurer Ribas zu Admiralen ernannt worden waren, fanden sie sich einmal in Pauls Gesellschaftszimmer mit einer neuen Uniform ein, die ohne Wissen des Großfürsten für eine neue Marineabteilung eingeführt worden war. Paul stellte sich, als kenne er die beiden nicht, und nötigte sie so, ihm Namen und Stand zu sagen. „Ach so“, sagte er dann lachend, „ich besann mich nicht auf euch; aber was für eine Uniform trägt ihr denn da?“ „Die der neuen Marineabteilung, die eben eingeführt worden ist, gnädiger Herr!“ „Nicht möglich! Daß ich euch nie wieder in diesem Anzuge sehe; vergeßt nicht, daß ich Großadmiral des Reiches bin!“ Die beiden Admirale beklagten sich bei der Kaiserin und setzten sie von dem Verbote Pauls in Kenntnis. Sie befohl ihnen, gleich am folgenden Tage wieder vor den Großfürsten zu treten und ihm zu sagen, es geschehe auf ihren ausdrücklichen Befehl. Paul mußte sich diese Demütigung gefallen lassen; aber er blieb dieses Austrittes eingedenk. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so entzog er dem Prinzen von Nassau das Gnadengehalt von 12 000 Rubeln, das Katharina II. ihm gelassen hatte, als sie ihm den Abschied bewilligte.

Karl Heinrich verließ Rußland und ging auf Reisen. Nach dem Frieden von Amiens 1802 kam er nach Frankreich, um Napoleon kennen zu lernen. Er starb bald darauf (1805) beinahe vergessen zu Paris. Bei allen Anlagen zu einem Helden ließ er nur den Ruf eines Abenteurers und ritterlichen Sonderlings zurück.

Seine Gemahlin war nach den Schilderungen des Herzogs von Lewis (Souvenirs et Portraits). Paris 1813. S. 185 f.) eine reichbegabte, für ihr polnisches Heimatland glühend begeisterte Frau. Sie unterstützte von Paris aus die polnischen Großen auf alle Art, und jeder fand in ihrem Palaste die gastfreundlichste Aufnahme.

M. Madepuang.

Das Gottlieb'sche Haus am Schillerplatz in Wiesbaden.

Durch den im Sommer 1914 erfolgten Abbruch des Hauses der Gottlieb'schen Erben am Schillerplatz in Wiesbaden verschwand eins der ersten und geschichtlich interessantesten Gebäude der im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begonnenen Neustadt.

Zur Anlage einer solchen vor dem Mainzer Stadttor waren vier herrschaftliche Häuser (die vormaligen Gerichtsgebäude in der unteren Marktstraße) und einige Privathäuser an der nach der Plehmühle abgelenkten Straße, der nachherigen Friedrichstraße, erbaut, als im März 1808 dem Hofmedicus Geheimrat Thilenius auf Ansuchen der von der Hofkammer erworbene Platz gegenüber dem Stadtausgang und oberhalb des Leonhard C'schen Neubaus zur Erbauung eines Wohnhauses und Anlage eines Gartens unentgeltlich — wie allen Neubauenden — überlassen wurde. Sein unerwartetes Ableben nötigte 1809 seine Witwe zur Überlassung des begonnenen Bauwerks gegen eine Vergütung von 3886 Gulden an die herzogliche Hofkammer, die es mit einem Kostenaufwand von 11 967 Gulden als fünftes herrschaftliches Haus in der Neustadt fertigstellte und in einer Lotterie an den Mann brachte. Sie gab zu diesem Zweck 5000 Lose, je zu einem Brabanter Taler

oder 2 fl. 42 fr., aus, und am 16. Juli 1810 verkündeten mehrere Kanonenschüsse, daß die Gewinn-Nummer (1481) gezogen war. Glückliche Eigentümer des Hauses waren Stadtschultheiß Löhner, Kaufmann Isbert und Heimbberger Anton Hübin ger zu Montabaur geworden, von denen es der Landkommissar Friedrich Reinhard Köpp, bis dahin Schankwirt auf dem Geisberg, erwarb, um es 1813 als Gasthaus „Zur Friedrichsburg“ zu eröffnen. Von ihm rührt der Hofbau her, der, anfänglich einstöckig, für Wäschküche, Bügellammer, Pferdefälle, Wagen- und Holzremise (1813) eingerichtet war. Auch das Haupthaus war ursprünglich nur zweistöckig und hatte keinen Ausgang nach der Friedrichstraße. Als man aber nach 1830 den Friedrichsplatz (seit 1859 Schillerplatz genannt) herrichtete, erwarb die Witwe Köpp die Erlaubnis, in ihrem Hofe ein Badhaus zu erbauen (1834), den Hauseingang nach dem Friedrichsplatz zu verlegen (1837) und ihr Gast- und Badhaus als „Hof von Holland“ zu bezeichnen.

Im Jahre 1839 brachte Friedrich Baumann daselbst käuflich an sich und erlangte die Genehmigung zur Aufhebung eines dritten Stockwerks auf das Hauptgebäude und eines zweiten auf den Hofbau. Doch kam es zur Ausführung des ersten Bauplans zunächst nicht; denn eine Ansicht des Gasthauses in dem 1854 von Dr. Robert Haas herausgegebenen „Wiesbadener Curkalender“ zeigt es mit seinem einzigen Ausgang nach dem Friedrichsplatz noch zweistöckig. Damals gehörte es einem Christian Schmidt, der es dem Publikum in jenem Kurkalender in folgender Weise empfahl: „Das Haus ist schön gelegen am Friedrichsplatz neben dem Staatsministerium und in der Nähe der Eisenbahn und Promenade. Auch ist es von dem jetzigen Eigentümer verschönert und neu eingerichtet worden. Es hat mindere Preise und ist auch bequem für Durchreisende und Geschäftsleute. Logis kosten 36 bis 48 Kreuzer. Auch werden Zimmer in und nach der Kurzeit, im Winter auf längere Zeit zu einem sehr billigen Preise, abgegeben. Die Mittags table d'hôte ist um 1 Uhr und kostet im Abonnement 36 Kreuzer. Abends Restauration.“

Aus dem Besitze des Schmidt ging es 1856 in den des Joseph Huber über, der ihm den Namen „Hôtel de France“ gab und es bis 1872 besaß. Von ihm übernahm es Karl Tölle, der die Schildbezeichnung in „Hôtel de Hollande“ umwandelte. 1876/77 an Huber zurückgefallen, wurde es im folgenden Jahre von dem Konditor und Gastwirt Gottlieb übernommen, dessen Nachkommen bezw. Erben jetzt den Abbruch des altbewährten Hauses bewerkstelligen, in dem in den letzten Jahren ein vegetarisches Kurrestaurant seine Räume aufgetan hatte.

Th. Sch.

Altnassauer Allerlei.

J. B. Ein ehrenvoller Nachruf. Johann Böcker, genannt Johannes Plebanus, der im 30 jährigen Kriege die Pfarren Wehen, Niehlen und Bleidenstadt bediente und auf dessen Tagebuch sich größtenteils die Darstellung in Kellers „Trangalen“ gründet, war in den Jahren 1607—1618 Pfarrei in Welterod. Zu seiner Zeit hauste die Pest in der Vogtei Schönauf, und es starben daran 159 Personen, welche er selbst in einem besonderen Register mit Namen aufgeführt hat, darunter auch unter Nummer 126 den damaligen Abt des Klosters Schönauf, dem er folgenden ehrenvollen Nachruf widmet: „Anno 1613, den 10. August, zwischen 10 und 11 Uhr ist verstorben der hochwürdige Herr Jakobus Vorhies, Abt im 11. Jahre zu Schönauf, mein großer Freund und Gönner, welcher über einen Tag nicht gelegen. Hat dem Kloster und dem Kirchspiel nützlich und wohl vorgestanden, ist jedermann, dem er nur bekannt war, lieb und wert gewesen, hat mit allen geist- und weltlichen Standespersonen, wo Religion sie auch waren, gute Korrespondenz und Nachbarschaft gehalten und insonderheit in jetzigem Sterben den Kranken Gutes getan, nichts was von ihm begehrt worden, abgelehnt, sich um diese Kirchen und Pfarrei, deren Kollatur bei ihm stand, mit Beuten, Bessern um anderem wohl verdient, daß nichts zu spüren gewesen, daß er unserer Religion zuwider, hab auch nie, der ich doch mehr denn einer in die 7 Jahre bin mit ihm umgegangen, gehört, daß er mit dem allgeringsten Wort dagegen geeifert oder gescholten hätte. Hat einen stillen und sanften Tod gehabt, da er gleichsam eingeschlafen. Gott vergeihe ihm und uns allen die Sünd und verleihe eine fröhliche Auferstehung dem Leib. Dies wünscht und gönne ich ihm von Herzen.“